

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1922

54 (4.3.1922) Die Mußestunde

ganzen Generation vor uns auf. Sie schildert weiter, wie sich die Nähmaschine ihren Platz erobert hat und wie die Arbeiterinnen doch eigentlich keinen Vorteil davon hatten.

Von morgens um 6 Uhr bis nachts um 12 Uhr mit einer Stunde Mittagspause wurde in einer Tour getrapelt. Um 4 Uhr aber wurde aufgestanden, die Wohnung in Ordnung gebracht und das Essen vorbereitet.

Ergetzend bei aller Schlichtheit sagt sie: ... und die Jahre vergingen, ohne daß man wußte, daß man jung war und ohne daß einem das Leben etwas gegeben hätte ...

Man sieht das Suchen nach ein wenig Lebensfreude und -inhalt, wie nur ermittelte Menschen danach suchen können, nach geistigen Leben und nach einer Verwendung der Kräfte über den nackten Existenzkampf hinaus, aber letzten Endes doch aus diesem geboren. Es ist das Streben nach der Verbesserung der Lebensbedingungen über das eigene Ich hinweg, gemeinsam mit den anderen. Aber heult und klagt sieht man dabei, daß mit diesen gemeinsamen Kämpfen für eine ganze Schicht ein inneres Wachstum verbunden ist, das auch inneren Mut tut. Wir sehen — mit den Augen einer Frau — das Sozialistengesetz wieder einmal vor uns aufsteigen und sehen die Anfänge einer bewußten, sozialistischen Frauenbewegung, gekennnt und in der Entwicklung gehindert durch veraltete Beschränkungen und Polizeihandlungen. Und so manche der Frauen steht vor uns auf, die schon vor Ottilie Baader und später mit ihr zusammen Widerarbeit für den Sozialismus geleistet haben; sie nennt sie mit Namen. Die meisten sind tot, andere stehen nach der Spaltung in anderen Lagern, einige stehen noch in unserer Reihen in der Kleinarbeit: „Aber, wenn auch die Namen vergessen sind, ihre Taten leben, und der gute kräftige Same, den sie säten, der ging auf und trug Früchte“. Alle haben sie ihr bescheidenes Teil beigetragen im Emanzipationskampf der Arbeiterinnen, haben persönliche Opfer gebracht haben aber auch die Befriedigung kennen gelernt, die allein schon in dem Erfassen einer großen Idee liegt; sie sind von anderen, die nach ihnen kamen, abgelöst worden.

Darin liegt der große Wert des Buches: Wir, die wir Zukunft gestalten wollen, brauchen diesen Blick in die Vergangenheit, weil wir vieles aus ihr lernen können.

Es ist ein wertvolles, köstliches Geschenk, das uns die 71-jährige Genossin, die die Führerin der sozialdemokratischen Frauenbewegung bis zum Jahre 1908, bis eigene Bescheidenheit sie zurücktreten ließ, gewährt ist, hier gibt.

Aus Welt und Wissen

Pro Person vier bis fünf Händlöhler täglich. 100% Millionen Händlöhler sind nach einer Aufstellung des Statistischen Reichsamt 1921 in Deutschland beschäftigt worden. Auf den Kopf der Bevölkerung konnten 1700 oder täglich vier bis fünf Stk. von den verarbeiteten und im ganzen wohl auch verbrauchten Mengen werden in Deutschland etwas über 80 Millionen hergestellt und etwas über 10 Millionen vom Ausland eingeführt. Die umwerteterer Ausfuhr betrug nur wenig über zwei Milliarden. Bearbeitet wurde in 82 Händlöhlerfabriken von 1978 männlichen und 3244 weiblichen Arbeitern. Feuerzeuge wurden in 176 Betrieben hergestellt, in hundert davon nur als Nebenbetrieb. Die Händlöhlerindustrie brachte etwas über 59 Millionen, davon für Feuerzeuge nur 4% Millionen, für Händlöhler etwas über 1 Million. Verwendet wurde früher das hauptsächlich aus Rußland stammende Eschenholz. Im Kriege wurde hauptsächlich Aabel- und Pappelholz verwendet, das sich aber wegen des hohen Abfalls weniger eignet.

Der altwiesende Arzt. Folgender hübsche Fall soll sich im Westerwald zugetragen haben: Eines schönen Tages ist im Dorf einem Bauernmann aus dem Hofe eine gut gemästete Schweinefleisch verschwand. Alles Forschen darnach ist vergebens. Da kommt zum Arzt eines Morgens in der Sprechstunde ein Arbeiter und klagt, er sei krank. Im Kopf tut ihm weh und die Glieder sind ihm wie geschlagen. Der Doktor sieht ihm in die Augen. „Sie haben die Grippe“. „Ja die Grippe? Na, Herr Doktor“. „Sie haben die Grippe“, wiederholte der Arzt, „ich sehe es Ihnen an den Augen an.“ — „Ich ganz bestimmt nicht, Herr Doktor. Aber mei Bruder, und ich werde dafür sorgen, daß er sie wieder hinhängt.“ Und der Wohlthäter findet bald darauf in seinem Hofe die schmerzlich vermählte Schweinefleisch wieder.

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von West u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätsellecke

Bilderrätsel



Silben-Rätsel

Es ist ein Sprichwort zu finden, dessen acht Silben in den nachstehenden acht Wörtern enthalten sind: Ausgabe, Heldenmut, Gurke, Zimmergrün, Kammerdiener, Midas, Plauen, Eselstade.

Mathematische Aufgabe

„Heute bin ich 6 mal so alt wie du“, sagte ein Vater am Geburtstag seines Sohnes zu diesem. „In 6 Jahren aber werde ich nur noch 3 mal so alt, wie du sein.“ Wie alt sind Vater und Sohn?

Rätsel

Es laßt mit bläulichen Glanze
Im Sommer das milchige Ganze.
Den Kopf ihm weggenommen,
Flugs kommts daher geschwommen.
Nun fort so Kopf als Fuß:
Ein banger Klug-Craus.

Auflösungen der Rätsel in der Nummer der 8. Woche

- Pyramidenrätsel: Fastnacht.
- Buchstaben-Rebus: Papierblumen.
- Besuchstortenrätsel: Sparschneckenwaller.
- Bermanbungsaufgabe: Braun, Buda, Zech, Zahn, Streich, Gras, Samun, Biesel, Peter, Datum, Schwein, Kanone, Raschel, Ahe: Adermittwoch.

Wichtige Lösungen sandten ein: Trudel Mad, Lisa Kieple, Adelheid Balduf, Eliza Smith, Frau Emmy Braun, Karl Kriehel, Karlheinz Mich, Grassmann, Jr., Anna Lütte, Vuerheim b. Rehl; Friedrich Weis, alt, Hermann Weis, jung, Max Weis, jung, Karlsruhe-Mühlburg.

Witz und Humor

Der kleine Held. Fritschen: „Ich hab heute nich geschrien beim Onkel Zahnarzt.“ — Wejscher: „Was es denn sehr weh getan?“ — Fritschen: „Ne, gar nicht — Mama hat sich ja zwei Zähne rausziehen lassen!“

Schiebers Erbenwollen. „Nun, was sagen Sie zu dem Schieber Schulze? Fünf Jahre Gefängnis!“ — „Es ist das erste, was er ehlich verdient hat!“

Schwer möglich. „Blinddarmentzündung hat Ihr Mann, Frau Schmale? O weh!“ — „Nicht so schlimm, nur eine kleine Reizung; morgen steht er wieder auf.“ — „Na, hören Sie, den Blinddarm soll man nicht auf die leichte Achsel nehmen!“

Grabinschriften. Auf einem Grabstein in Neßelwang im Allgäu steht man: Allgäu'sch seiner tiefbetäubten Witwe, mähle der Allmächtige den Lebensstengel dieses Mannes ab. Wanderer, steh und weine, hier ruhen meine Gebeine, Ich wollt es wären deine.

Die Witzfestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

9. Woche

Karlsruhe, den 4. März

1922

Der Becher

Von Ludwiga Pfau

Das Leben ist ein goldner Becher
Voll süßer Lust und dunkler Rinde.
Nur warum nippt der fluge Becher
Und gönnt sich kaum ein Freudenfest.
Wie taucht sein Blick zum heil'gen Grunde,
Und schwächer rinnt der Wein und schwächer,
Der Geist verblühtet Stund' um Stunde —
Aus trinkt der Tod den matten Rest.

Der Tor hängt an des Bechers Ränden
Und trinkt in Rügen, ungemessen;
Er schüttelt ihn, daß an den Wänden
Sich aufhäuft wilder Lüste Schaum.
Den Ernst läßt er im Grund inoffen,
Des Lebens Mart; und aus den Händen,
Da er noch einmal trank Vergessen —
Sinkt ihm der Becher wie im Traum.

Der echte Mensch in seinem Ringen
Trinkt durstig, sei's vom Süssen, Herben:
Den Grund will er zu Tage bringen,
So Leid als Freude muß heraus!
Er kann sich neuen Trank erwerben,
Zur Mutterquelle darf er dringen;
Der Lobe läßt er nur die Scherben —
Er trank das ganze Leben aus.

Das Testament

Erzählung von Guy de Maupassant

Ich kannte ihn persönlich, den langaufgeschossenen Burlesken, der René de Bourneval hieß. Er war im Umgang recht liebenswürdig, obwohl stets ein wenig traurig, schien mit allem fertig zu sein, war äußerst fleißig, und zwar von einem beherrschenden logischen Skeptizismus und sehr geschickt und wie mir schien geübt darin, die gesellschaftliche Heuchelei mit einem Worte bloßzustellen. Er wiederholte oft: „Es gibt keine anständigen Menschen oder wenigstens nur relativ, im Bereiche zu den abgeteinten Schurken, anständige.“

Er hatte zwei Brüder, die er jedoch nie sah, und die de Courcils hießen. Ich mußte annehmen, daß sie aus einem andern Bette stammten, da sie verschiedene Namen trugen. Auch hatte man mir verschiedentlich gesagt, daß sich in der Familie eine sonderbare Geschichte zugetragen, Näheres über dieselbe hatte ich jedoch nie erfahren.

Der junge Mann gefiel mir jedoch, und wir waren bald Freunde. Als ich einmal eines Abends allein bei ihm gespeist hatte, fragte ich zufällig: „Stammen Sie aus der ersten oder der zweiten Ehe Ihrer Frau Mutter?“ Mit Verwunderung bemerkte ich, wie er erst bleich, dann rot wurde und sich einige Sekunden lang offenbar sehr verlegen fühlte. Dann lächelte er mit dem ihm eigenen traurigen und launigen Ausdruck und antwortete mir: „Lieber Freund, wenn es Sie nicht langweilt, will ich Ihnen die eigenartigen Umstände, die meine Abstammung betreffen, erzählen. Ich kenne Ihre Klugheit und Ihren Takt und brauche nicht zu fürchten, daß dieselben unserer Freundschaft Schaden werden, und wenn Sie es täten, könnte mir nichts daran gelegen sein, noch länger Ihr Freund zu bleiben.“

Meine Mutter, Madame de Courcil, war ein liebes kleines schüchternes Wesen und von ihrem Gatten ihres Ber-

mögens wegen geheiratet worden. Ihr ganzes Leben war ein Martyrium. Eine furchtlose, liebevolle und zarte Seele fühlte sie sich von dem Manne, der mein Vater hätte sein sollen und zu der Klasse jener brutalen Gefellen gehörte, die man im allgemeinen Landebelleute nennt, ohne Unterlaß gequält und verächt. Als sie kaum einen Monat verheiratet waren, lebte er schon mit einer Dienerin. Die Frauen und Töchter seiner Nachter waren gleichermassen seine Mätressen, was ihn jedoch nicht hinderte, von seiner Frau zwei Söhne zu haben. Man zählte mich mit und sprach stets von dreien. Meine Mutter sagte nichts. Sie lebte in dem großen lärmenden Hause wie die ängstlichen kleinen Mäuschen, die sich unter die Möbel verdecken. In eine Ecke gedrückt, verächtlich, zitternd, blickte sie alle Menschen mit ihren immer beweglichen, unruhigen, klaren Augen an — Augen, aus denen ein Ausdruck von Furcht nie gewichen ist.

Doch war sie hübsch, sehr hübsch sogar, meine liebe Mutter mit dem graublonden, ich möchte sagen fürchtlich blonden Haar. Denn es kam mir oft vor, als habe ihre unaussprechliche Angst es so eigenartig entfärbt.

Unter den Freunden des Monsieur de Courcil, die sein Schloß beständig besuchten, befand sich auch ein ehemaliger Kavallerieoffizier. Er war Bittor, ziemlich gefürchtet, doch zärtlich und heftig zugleich und des energischsten Entschlusses wohl fähig. Es war M. de Bourneval, dessen Name ich trage. Er war groß und mager und hatte einen schwarzen Schnurrbart. Man sagt, ich sehe ihm sehr ähnlich. Dieser Mann hatte viel gelesen und andere Anschauungen wie seine Standesgenossen. Seine Urgroßmutter war eine Freundin N. N. Rousseaus gewesen und vielleicht war etwas von dem Geiste, der dieses Band geschlungen, auf ihn übergegangen. Er kannte „Le Contrat social“, „La nouvelle Héloïse“ und eine ganze Reihe der philosophischen Bücher auswendig, die von lang her den endgültigen Umsturz unserer alten Sitten, Vorurteile und veralteten Gesetze, kurz unserer ganzen verdammenden Moral mit vorbereiten halfen.

Er liebte meine Mutter, wie ich glaube, und wurde wieder geliebt. Ihre Beziehungen blieben so geheim, daß niemand sie auch nur ahnte. Die arme vereinsamte und traurige Frau muß sich ihm mit ganz verzweifelter Zuneigung hingeben haben. Sie lernte im Umgang mit ihm erst denken, hörte die Theorien von der Freiheit der Persönlichkeit, von dem Recht auf Liebe.

Da sie jedoch zu furchtlos war, um jemals laut zu reden, so drängte sie dies alles gewaltig in ihr Herz zurück, daß sich niemand zu öffnen wagte.

Meine beiden Brüder waren rauh gegen sie wie ihr Vater, nie hörte sie ein liebes Wort von ihnen, die sich schon gewöhnt hatten, sie in dem großen Hause zu übersehen oder gar wie eine Dienerin zu behandeln.

Ich war der einzige ihrer Söhne, der sie wirklich liebte und der von ihr geliebt wurde.

Sie starb. Ich war damals achtzehn Jahre alt. Damit Sie das folgende besser verstehen, muß ich einschalten, daß meine Mutter und Monsieur de Courcil in Gütertrennung lebten. Dank der Kunstgriffe des Gesetzes und der treuen Ergebenheit ihres intelligenten Rechtsanwalts war meiner Mutter das volle testamentarische Verfügungsrecht über ihr Eigentum geblieben.

Man benachrichtigte uns also, daß bei diesem Notar ein Testament liege, und lud uns ein, der Eröffnung beizuwohnen.

Ich erinnere mich an all das, als sei es gestern geschehen. Es war eine grandiose, dramatische, burleske, überaus

Ebene, die die posthume Empörung der Toten herausbe-
schlooren: ihr Schrei nach Freiheit, die Auflehnung einer
Märtyrerin, die von unseren Seiten ihr Leben lang er-
drückt worden, und die jetzt aus dem Grabe, aus ihrem ge-
schlossenen Sarge verzwiefelt nach Selbstbestimmung rief.

Der Mann, der sich für meinen Vater hielt, eine plumbe,
hierhöfliche Gestalt, die für einen Schlächter gepaßt hätte,
und meine Brüder, zwei starke Burichen von zwanzig und
dreißig Jahren, warteten ruhig auf ihren Ehen.

M. de Bourneval, der auch geladen worden war, trat herein
und stellte sich hinter mich. Er war im festangeforderten
Abletrock erschienen, sehr bleich und sagte zuweilen an sei-
nem ein wenig grau gewordenen Schnurrbart. Ohne Zwei-
fel war er auf das, was nun kommen sollte, gefaßt.

Der Notar verschloß die Tür und begann das Testament
zu verlesen, nachdem er die Umhüllung, die mit rotem Sie-
gnellack besiegelt und deren Inhalt ihm unbekannt war, ge-
öffnet hatte.

Mein Freund schloß plötzlich, sprang auf und entnahm
seinem Schreibtisch ein altes Papier, faltete es auseinander,
les es laut und fuhr fort: „Hier ist das Testament mei-
ner vielgeliebten Mutter.“

Ich Endesunterfertigte Anna-Catharina Genoveva
Mathilde de Courville, Ehefrau des Jean Leopold Joseph
Goutran de Courville, körperlich und geistig gesund, gebe hier-
mit meinen letzten Willen kund.

Zuerst bitte ich Gott den Herrn und meinen lieben Sohn
Kennis um Verzeihung für das, was ich jetzt zu tun bereit
bin. Ich weiß, daß mein Kind großherzig genug ist, um
mir zu vergeben und mich zu verzeihen. Ich habe mein
ganzes Leben lang gelitten. Mein Gatte hat mich aus Ver-
rechnung geheiratet, mich dann verkannt, verachtet, bedrückt
und unaufhörlich betrogen.

Ich verzeihe ihm, doch bin ich ihm nichts schuldig.
Meine älteren Söhne haben mich nicht wie ihre Mutter
behandelt, geehrt und geliebt.

Ich bin ihnen Zeit meines Lebens das gewesen, was ich
ihnen sein mußte; nach meinem Tode schuldete ich ihnen
nichts mehr. Die Bande des Blutes existieren nicht ohne
eine beständige geheiligte Zuneigung, die sich Tag für Tag
aukert. Ein undankbarer Sohn ist weniger wie ein Fremd-
ling; er ist ein Verräther, denn er hat nicht das Recht, sei-
ner Mutter gegenüber gleichgültig zu sein.

Ich habe immer vor den Menschen, ihrem unbilligen
Gehören, ihren unmenlichen Sitten, ihren schändlichen
Vorurteilen gezittert. Vor Gott zittere ich nicht. Nun, da
ich tot bin, lege ich die schmachvolle Hufeisen, zu der man
mich gezwungen, ab. Ich enthülle meine Gedanken und
gebe das Geheimnis meines Herzens preis.

Ich übertrage also mein ganzes Vermögen, über welches
mir gesetzlich das Verfügungsrecht zusteht, meinem von
Gott geliebten Pierre Germer Simon de Bourneval, von
dem aus es auf meinen lieben Sohn Kennis übergeben soll.
(Dieser mein letzter Wille ist genauer in einem notariel-
len Akt ausgeführt.)

Und vor dem ewigen Richter, der mich erwartet, erkläre
ich, daß ich den Himmel und mein Leben verflucht haben
würde, hätte ich nicht die tiefe, zärtliche und unerschütterliche
Zuneigung meines Geliebten gefunden, hätte ich nicht bei
ihm gelernt, daß der Schöpfer die Menschen geschaffen, auf
daß sie sich lieben, sich gegenseitig in den Stunden der Trüb-
sal aufrechterhalten, trösten und miteinander weinen.

M. de Courville ist der Vater meiner beiden älteren Söhne,
mir Kennis dankt Monsieur de Bourneval das Leben. Ich
bitte den Herrn der Menschen und ihrer Schicksale Vater
und Sohn, über die gesellschaftlichen Vorurteile der Men-
schen zu erheben, damit sie einander bis zu ihrem Tode
lieben und auch mir im Grabe noch etwas von dieser Liebe
schenken.

Das ist mein letzter Gedanke und mein letzter Wunsch.
Mathilde de Courville.

M. de Courville war aufgesprungen und schrie: „Das ist
das Testament einer Wahnsinnigen.“ Doch M. de Bourne-
val trat schnell vor und sagte mit starker, durchdringender
Stimme: „Ich, Simon de Bourneval, erkläre hiermit, daß
das Schriftstück nur die reine Wahrheit enthält, und bin be-

reit, dies durch Briefe, die in meinem Besitze sind, zu be-
weisen.“

M. de Courville trat hierauf auf ihn zu, und ich fürchtete
schon, daß es zu einem Zusammenstoß kommen werde. Sie
standen sich einen Augenblick lang zitternd gegenüber, beides
große, kräftige Gestalten. Stotternd stieß der Gatte meiner
Mutter die Worte hervor: „Sie sind ein Schandkel.“ M. de
Bourneval aber entgegnete laut und hart: „Wir werden
uns an einem anderen Orte treffen, Monsieur. Ich hätte
Sie schon längst einmal geohrfeigt, wenn mir nicht vor
allen Dingen daran gelegen hätte, der Armen, die Sie un-
aufhörlich mißhandelten, dergleichen Aufregungen zu
sparen.“

Dann wandte er sich zu mir: „Sie sind mein Sohn.
Wollen Sie mir folgen? Ich habe nicht das Recht, Sie
mit mir zu nehmen, doch mache ich es mir an, wenn Sie
mich begleiten wollen.“

Ich drückte ihm ohne zu antworten die Hand, und wir
schritten zusammen hinaus. Ich war halb taubstummig.
Zwei Tage später törete M. de Bourneval M. de Courville
im Duell. Meine Brüder fürchteten einen Skandal und
schwiegen. Ich habe ihnen die Hälfte des Vermögens mei-
ner Mutter gelassen und sie nahmen es an.

Ich legte meinen alten Namen ab und nannte mich nach
meinem wirklichen Vater.

M. de Bourneval ist seit fünf Jahren tot, und ich habe
den Schmerz um ihn noch immer nicht überwunden.

Er erhob sich, machte ein paar Schritte, stellte sich vor
mich hin und sagte: „Ich behaupte, daß das Testament mei-
ner Mutter zu den schönsten, gerechtesten und ärgsten Din-
gen gehört, die eine Frau tun kann. Ist das nicht auch Ihre
Ansiht?“

Ich drückte ihm beide Hände: „Gewiß; mein Freund!
Gewiß!“

Walfang bei den Eskimos

Aus „Sachawachiat, der Eskimo“; ein Er-
lebnis aus Alaska. In diesem Buche schildert
der berühmte dänische Polarforscher Einar
Mittelsen am Faden einer spannenden Erzäh-
lung die Sitten, Tugenden und Kämpfe eines
nordischen Naturvolkes, die Aufzucht und De-
moralisation, die sein Besannen mit der
europäischen Zivilisation zur Folge hat. Das
Buch, das im Goldschmiedischen Verlag in Berlin
erschienen ist (Preis 16 M., geb. 20 M.), eignet
sich auch in hohem Grade für die reifere Jugend.

Wacht auf, der Wal ist da! Auf springen die schlafenden
Männer, ganz wach, ganz bereit. Sie hechten die Schüttern
gegen die Umials (Boote), die langsam ins Wasser gleiten, sprin-
gen hinein, ergreifen die Paddeln, vorwärts. Aber hoch im
Bug auf dem ersten Umial steht Sachawachiat, still wie ein
Standbild mit erhobener Harpune, bereit, die tödliche Waffe bis
zum Schuß in den Rücken des Wals zu treiben.

Schlärzig nähert sich der Wal. Er spielt im Wasser, sein
Rücken glänzt feuchtschwarz, und ab und zu sendet er einen
Rosser- und Dampfstrahl in die Höhe, dann taucht er etwas,
fermt wieder nach oben und bläst von neuem — immer näher,
ohne Wäses zu ahnen.

Der Wal kommt an den Umials vorbei — bei jetzt — rudert,
paddelt, was ihr könnt. Es schimmert weiß vorn Bug und hin
über das Meer fliegt der Umial, von acht kräftigen Männern
vorwärts getrieben, der Schwanz kriecht an ihnen heran, jeder
Nerv ist gespannt, aber vorn im Bug mit gespreizten Beinen,
das eine etwas vor dem andern, steht Sachawachiat, die Harpune
hält er mit beiden Händen hoch über seinem Kopf, balanciert
sich aus und nißt mit den Augen den Abstand bis zu dem schwar-
zen Ungeheuer.

Die Anderen halten den Atem an — kein Laut ist zu hören,
außer dem Schäumen des Wassers vorn Bug. Sie holen den
Wal und der groß und mächtig, stark wie eine Naturkraft, jorge-
los im Bewußtsein seiner Macht daherschwimmt.

Aber nur noch einige Sekunden, dann ahnt er die Gefahr —
es gibt einen Ruck in dem großen Körper, der Schwanz be-
weegt sich unruhig, der Kopf dreht sich etwas zur Seite — bald
wird er den Umial sehen und untertauchen — oder angreifen,
wenn sich die Harpune nicht zuvor tief in das Fleisch gesenkt
hat. Aber noch ist es zu früh, die tödliche Waffe zu schleudern,
man kann die bewundbare Stelle noch nicht vom Umial aus
erreichen — ein paar Sekunden noch Geduld!

Sachawachiat steht im Bug des Umials ruhig wie zuvor,
nur nicht er mit dem Kopfe — nach vorn! Das ist das Zeichen

für die Anderen — schnell — und der Umial schießt dahin, es
siehet nun den Bug und schräg von hinten fahren sie auf den
Rücken des Wals los.

Jein haben, fünf haben, nur noch zwei haben bis zum
Wal — der niedere Kopf hält mit einem Ruck an, und Sacha-
wachiat biegt den Körper zurück. Dann wirft er sich vornüber
aus, die Harpune fliegt aus Ziel, von seiner Kraft, ihrem eigenen
Gewicht und der rasenden Fahrt des Umials getrieben — gerade
dem Wal in den Rücken.

Das Schweigen ist gebrochen: „Rückwärts, rückwärts!“
Man befindet sich gerade über dem Ungeheuer; die Paddeln
halten an, dem Wasser ungerührt, und der Umial setzt seine Fahrt
aus, als er sich schon mit seinem Bug ein gut Stück auf dem
Rücken des Wals befindet, in einer Brandung, wie an sturm-
gepeitschter Küste. Der Umial geht achternwärts fort von der ge-
fährlichen Nachbarschaft, aber nicht bevor Sachawachiat noch ein
paar Harpunen in den Rücken des verwundeten Wals getrieben
hat, der in seinem Schreck mit seinem Schwanz das Wasser
zu Schaum peitscht.

„Streich!“ — fort vom Ruck! — jetzt sehen sie sein Auge,
klein, rot, heiß, dann hebt er den Oberkörper. — „Achtung, er
trümmt sich, das Wasser umbeult der Wal — dann erscheint
der Schwanz, hoch in der Luft, immer höher, eint Schlag — das
ist der Tod.“

Aber seine Gegner sind talblütige, erprobte Männer, acht
Paar Augen beobachten die kleinste Bewegung des Wals, der
Umial fliehet rückwärts in Sicherheit, und dann taucht der Wal
unter — in einer Welle von blutigem Schaum verjagt das mä-
chtige Tier mit drei Harpunen im Rücken.

Zwei Männer, die beiden vordersten, werfen ihre Paddeln
fort und kommen Sachawachiat zu Hilfe — denn der Wal geht
mit seiner Fernerkraft an den Seilen, sie werden ganz dünn
gespannt, doch dünner, bis zum Zerreißen — während sie über
den Bug hinausgezerrt werden, daß das Holzwerk raucht — ein
Seil mit einer Schwimmbelie am Ende wird über Bord ge-
worfen, noch eins, dann das letzte — der Umial ist vom Wal
befreit.

Anderer Umials eilen herbei, alle, die sich in der Nähe be-
finden, mindestens zwanzig Boote, verfolgen den verwundeten
Wal. Sie schießen dahin, Seite an Seite, von heulenden,
schreienden Männern getrieben, aber jedes mit einem ruhigen,
fallschlügel Mann im Bug, der bereit ist, die Harpune ins Ziel
zu pflanzen.

Es juckt in den Seilen, der Wal kommt hoch, höht an die
Oberfläche mit mächtigem Klatschen. Er sieht die Umials um
sich her, der Schreck löst ihm im Blute, er hebt den Schwanz
zum Schlag und peitscht das Wasser zu Schaum — aber die
Umials trifft er nicht. Dann taucht er wieder unter, während
noch ein paar Harpunen im seinem Rücken schwanten. Die
Seile laufen aus, die Wale werden über Bord geworfen, die
Paddeln hinten im Sonnenlicht, das Wasser schäumt um den
Umial. — Heran an den Wal!“

Eine Stunde dauert der Kampf. Dann taucht der Wal nicht
mehr — er ist zu müde. Er rafft im Wasser, das von dem
Blut und Tran aus dem Körper des Tieres getrübt ist, nach den
Umials herum. Mit seinem Schwanz peitscht er das Wasser zu
Schaum — doch die Umials werden von Männern geführt, die die
Gefahr kennen und vermeiden; sie rudern, sie streichen, rudern
wieder, mitten in der Brandung, unmittelbar beim Wal, Blut-
und Schaumspritzer fliegen in das Boot, auf die Befahrung, die
Harpune auf Harpune in den Rücken des Tieres treibt.

Der Wal ist erschöpft, gibt den Kampf auf, aber lebt noch.
Langsam schwimmt er umher, das Blut entströmt ihm in Waden,
die Augen sind von blutigem Wasser geblendet. Sein Rücken
stößt und schlägt sich mit einem zischenenden Laut peitscht er das
Wasser zwischen den Waden heraus — noch bläst er, aber Blut
— und ringsumher ruhen die Eskimos in ihren Umials aus,
der Wal ist halb tot, nun ist er wehrlos.

Große Rogelschwärme kommen aus Norden und Süden, aus
Lilien und Westen geflogen; sie setzen sich auf den Rücken des
immer noch lebenden Tieres und kämpfen miteinander um das
gerinnende Blut. Scheitend fliegt der ganze Schwarm in die Luft
auf, wenn der Körper des Wals im Todesstadium juckt, die Sonne
wird von ihnen verdeckt, aber sobald der Wal wieder ruhig
wird, setzen sie sich gemächlich wieder nieder.

Ein oder zwei Stunden sind vergangen, noch ist der Wal
nicht tot, doch seine Bewegungen sind matt; nur selten vermag
er seinen Schwanz aus dem Wasser zu heben — dann macht er
eine letzte, verzweifelte Anstrengung, seinen Verfolger zu ent-
gehen; er verjagt zu tauchen. Doch kraftlos rollt er herum und
zeigt seinen hellen Bauch — aber drüben vom Strande her und
aus den vielen Umials erhebt sich ein Freudenstöhnen: „Der
Wal ist tot!“

Nun kommen die Frauen herbei. Sie laufen, sie springen
über die Spur zum offenen Wasser. Kinder laufen mit, Hände
euch, und allerschick kommen die Alten und Ansehenden, die,
welche vor Jahren selbst im Bug des Umials gestanden und

den tödlichen Stoß geführt haben oder die ersten beim eiligen
Rauf der Frauen gewesen waren. Ja, alles was gehen und
kriechen kann, eilt unter Geschrei und Gelächter und lauten
Zubetrufen, außer sich vor Freude, zum offenen Wasser hin.

Auf dem Meere wird eifrig gearbeitet. An die zehn Umials
oder mehr bugieren den geschlagenen Wale an Land im
Trauerzugstempo; sie rudern sich mit den Paddeln ab, aber
kommen doch vorwärts bis an den Rand des Eises, wo geschäft-
liche Hände den toten Körper verladen.

Man ist — aber der Winter war auch lang und bang, und
der Winter kommt wieder; es ist besser, man baut vor — darum
hält man draußen auf dem Eise an dem offenen Wasser neben
dem toten Wale Freigelage ab.

Es ist mehr als ein Freigelage, es ist eine Freigebirg.
Alles, was ein Messer führen kann, schneidet große Stücke Angu-
tur aus dem Wal heraus, steckt sie in den Mund und schneidet
weiter. Blut und Tran rieseln aus den Mundwinkeln und auf
die Fleider; und wenn der Rauch doll ist, legt man sich zum
Schlafen neben den Wal, glücklich, kalt und im Traume noch
Schätze von Fleisch sehend — ein Traum, der verwirklicht wird,
sobald man die Augen öffnet — der Wal ist da, man kann wie-
der freffen, freffen bis zur Verwundungsstelle.

Vorsorgliche Frauen und Männer stehen mit mächtigen
Messern oben auf dem Wal und hauen auf den Körper ein,
lösen Speck und Fleisch aus, laden es auf Schlitten und lassen
es von den Hunden, die so überfressen sind, daß sie sich kaum
rühren wollen, an Land fahren.

Es riecht nach Blut und Tran und Schweiß; überall
schwimmt Blut, der Schnee ist von Blut getränkt, er badt auf
den Sachen der Eskimos in Waden, Waden legen fest, Blut fließt
ihnen im Haar, im Gesicht, an Armen und Händen; die Hunde
haben sich in Blut gewälzt, nun ist es eingetrodnet, und ihr Fell
steht in blutigen Falteln um sie herum. Die Schlitten treifen
von Blut und Tran, das Meer liegt tot, die Wellen sind vom
Fett gebläut — und oben in der Luft tausende von Wesen,
blutig wie alles auf Erden, und so satt, daß sie sich im Fluge
erbrechen.

Für unsere Frauen

Sonett auf die Ehe

Ehe ist ein täglich Liebeswerben,
wie der Gärtner, der die Blumen liebt,
täglich Begünstigung sich ergibt.
Manches freilich geht dabei in Scherben.

Ehe ist der Sommer, der die Herzen
färbt in den Kranz der Liebe gibt.
Wie der Wein, durch Reife ungekräft,
glüht das Glüd in fatterem Verfaßten.

Freu wir uns der Kraft und Fülle,
die uns täglich zur Entfaltung lockt;
Unser Reffen wird die goldne Hülle,
heunt vor Trübsal uns der Atem stockt.

Sonnetlage finden in die Stille,
wie das Licht, mit das der Schatten lockt.
Julius Perleff.

Ein steiniger Weg

Von Marie Juchacz

Ein „Heutebuch“ liegt vor mir, das ich dem Inhalt nach
schon länger kenne, weil ich es entstehen sah und seinen Werde-
gang verfolgen konnte. Es ist keine Liebesroschung für mich,
aber ich empfinde bei seinem Anblick eine große Freude, weil
es das geworden ist, was ich erwartet habe und weil ich weiß,
daß viele Frauen, daß alle Genossinnen sich darüber freuen wer-
den. Klar und schlicht erzählt Ottilie Waader aus ihrem
Leben und aus ihrem Werden als Sozialistin. Aber es ergeht
uns beim Lesen merkwürdig, sehr bald tritt die Erzählerin
scheinbar ganz zurück. Sie erzählt ein Stück Geschichte der profe-
sorischen Frauenbewegung. Sie läßt die Jüngeren, die diese
Zeit noch nicht erlebt haben und die, die in der späteren Zeit noch
abwärts gestanden haben, hineinschauen in das kämpfen und Ar-
beiten einer Zeilepoche, die noch gar nicht so lange hinter uns
liegt, die aber fast vergessen ist. Wenn Ottilie Waader erzählt,
wie sie, fast noch ein Kind, in der Nacht seine Manschetten
gesteppt hat, das Paar einen Groschen, nachdem sie schon tagsüber
zwei Stunden gearbeitet hatte, dann steigt der Hammer einer

Ein steiniger Weg. Lebenserinnerungen von
Ottilie Waader, Vorwärtsverlag. (Preis geb. für Einzelexem-
plare 16 M., durch die Parteiveranstaltungen bezogen bei 10 Exem-
plaren je 12 M., bei 25 Exemplaren je 10 M. Bestellungen
nimmt auch entgegen Frau Marie Juchacz, Berlin SW. 68,
Lindenstr. 3.) Marie Juchacz hat dem Buch vorlesendes Ma-
terial als Vorwort geschickt.